

Hartmut Eggert

Über Nachhaltigkeit in der internationalen Wissenschaftskooperation

Voraussetzungen, Grenzen und Chancen - Erfahrungen aus 30 Jahren

*Vortrag im „Zentrum für Deutschlandstudien“ Peking am 31.5. 2013*

## I. Die Anfänge der Kooperation FU -Beida

1. Nachhaltigkeit: Schauen Sie heute ins Internet, dann finden Sie diesen Begriff vor allem im Bereich der Umweltpolitik als ökologischen Schlüsselbegriff. So wird nämlich der international geläufigere englische Begriff „sustainability“ ins Deutsche übersetzt. Im Deutschen hat der Begriff Nachhaltigkeit aber noch eine andere Bedeutung. Er steht als Zeitbegriff neben „Mittelfristigkeit“ oder „Langfristigkeit“ als Aussage über Prozesse mit „längere Zeit anhaltender Wirkung“ (Duden). Ich verwende den Begriff in der zweiten Bedeutung. Dabei hat „nachhaltig“ in der Forstwirtschaft ihren deutschsprachigen ökologischen Ursprung, der meinem Gedankengang durchaus anschaulichen Gehalt geben kann: Der Wald muss sich selbst erneuern können, oder wie die Förster sagen: Man darf nicht mehr Holz schlagen als Bäume nachwachsen.

Nach dreißig Jahren Kooperation als Germanist mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen in China, Polen, Indien, Ukraine (und ein wenig auch anderen Ländern über den DAAD als Berater für die weltweite Germanistik) denkt man schon manchmal darüber nach, welche Aktivitäten und Impulse weiter gewirkt haben, welche versandet sind und welche sich als illusorisch erwiesen haben. Ich will hier darüber nachdenken, was die Bedingungen für „Nachhaltigkeit“ in der wissenschaftlichen Kooperation sein können, welche unabdingbar, welche günstig oder kontraproduktiv gewesen sind; allerdings will ich versuchen, dabei auch in die Zukunft zu schauen und nicht nur nostalgisch zurück.

2. Am Anfang der Kooperation zwischen der Beida- und FU-Germanistik in den achtziger Jahren steht ein Projekt, das in der Zwischenzeit fast zum Mythos geworden ist: Die Literaturgeschichte zur deutschen Literatur nach dem 2. Weltkrieg. Ich war an ihm beteiligt und weiß, dass es keine Nachfolge gefunden hat, ja nicht haben konnte, dass hier aber die Basis für fortdauernde Kooperation gelegt wurde und nachwirkte. (Hätte ich damals in dieser

Literaturgeschichte nicht drei Seiten über Martin Walsers Roman „Halbzeit“ geschrieben, stünde ich vermutlich heute nicht vor Ihnen; denn der Anlass für meinen Aufenthalt ist die Teilnahme an einer Promotion über diesen Roman, der Prüfung meiner letzten Doktorandin, die ich in Berlin ein Jahr betreut habe.) Da ein Mythos dadurch entsteht, dass er die historische Wirklichkeit verklärt, lohnt es sich, die Entstehungsgeschichte, Arbeitsvoraussetzungen und die historischen Rahmenbedingungen genauer anzuschauen, gleichsam als Fallstudie des Feldes „Kooperation über die Grenzen hinaus“.- Im Hauptteil meines Vortrags komme ich auf diesem Hintergrund danach zu allgemeinen Überlegungen.

1981 hatte der damalige Universitätspräsident der FU Eberhard Lämmert, selbst Literaturwissenschaftler, den Partnerschaftsvertrag mit der Beida abgeschlossen; er umfasste im Anfangsstadium einen Professoren-Austausch der Sinologie und Germanistik. Als erster Germanist flog bereits im Winter 1981 Horst Denkler nach Peking, um das Feld der Kooperation genauer zu erkunden. In regelmäßiger Reihenfolge lehrten danach Professoren für neuere deutsche Literatur aus der FU jeweils im Wintersemester Master-Kurse und Seminare im 4. Studienjahr Deutsch an der Beida. Sie wurden dazu – heute kaum noch vorstellbar – von Lehr und Prüfungsverpflichtungen an der eigenen Universität freigestellt und bei vollen Bezügen an die Beida „versetzt“. Im Gegenzug kamen Professorinnen und Professoren der Beida-Germanistik zu Forschungs- und Weiterbildungsaufenthalten an die FU. Im Laufe von 8 Jahren war so gut wie der ganze professorale Lehrkörper für ein halbes Jahr in Berlin, genauer West-Berlin. In dieser Phase bildeten wir Tandems: die chinesische Kollegin oder der Kollege kamen im Sommersemester und lernten ihren Partner schon vor Ort kennen, entweder in Berlin oder Peking, so dass eine intensive fachliche Beratung und eine persönliche Betreuung im Alltag möglich wurde.

Es gab damals aufgrund der historischen Situation auf beiden Seiten eine genuine Neugier: Für die Pekinger Kolleginnen und Kollegen war es nach der Kulturrevolution in der Öffnungsphase Chinas zum Westen zumeist die erste Möglichkeit zu reisen und die westdeutsche Wissenschaftslandschaft ihres Arbeitsgebietes kennenzulernen (einige wenige waren schon in der DDR gewesen); es war für sie „das Tor zur Welt“. Für uns, die wir zumeist schon in anderen Ländern gelehrt hatten, war China „die große Unbekannte“, die direkten Zugänge zum Land und zu dessen Kultur waren uns verschlossen. Der Wissenschaftler-Austausch war für uns ein Schlüssel, das Tor ein wenig aufzustoßen und hinter die Große Mauer zu schauen; China war für uns ein

exotisches Land. Umgekehrt wurden wir als „Exoten“ bestaunt. Manchmal schien es uns, dass sich seit Zeiten Marco Polos nicht viel im wechselseitigen Erstaunen geändert hatte. (Meine Tochter kann ein Lied davon singen, wie es ist, wenn man als Fünfzehnjährige von einem Kreis von über 100 Menschen angestarrt wird. Unvorsichtigerweise hatte mein chinesischer Kollege nach unserer Ankunft mit der Transsib empfohlen, sie solle auf unsere zwei Koffer auf dem alten Bahnhofsvorplatz aufpassen, während ich mit ihm den dritten Koffer aus dem Zoll holte, den wir mit der Bahn vorausgeschickt hatten. Diese halbe Stunde auf dem Bahnhofsvorplatz mit Chinesen aus der Provinz als erste Begegnung mit chinesischer Bevölkerung hatte etwas Alptraumartiges.)

Nach der Rückkehr vom Peking-Semester wurde es üblich, dass die ersten Professoren der „Peking-Fraktion“, wie sie bald im Institut hieß (alles keine „Maoisten“!), in Dia-Vorträgen über ihre China-Erfahrungen berichteten, wenig davon über die Germanistik. Wie sich die Berichterstattung an der Peking-Universität nach der Rückkehr ihrer Professoren vollzog, entzieht sich meiner Kenntnis.-

Ich schildere das so detailliert, um die atmosphärischen Rahmenbedingungen in Erinnerung zu rufen. (Die Luft war damals übrigens wesentlich besser!)

Aus den Austauschereifahrungen vor Ort entstand die Idee, dass die West-Berliner Kollegen eine literaturgeschichtliche Einführung in die deutschsprachige Literatur nach 1945 verfassen könnten, die von den chinesischen Partnern ins Chinesische übersetzt würde. Sie brächten damit ihre Kompetenz ein, um eine Wissenslücke zu schließen, die durch die Verwerfungen des chinesischen Bürgerkriegs nach 1945 und die Kulturrevolution entstanden war. 1984 wurde das Projekt verabredet – parallel wollte ein DDR-Kollege eine Literaturgeschichte der DDR verfassen; sie ist meines Wissens nicht zustande gekommen - und 1987 war das Manuskript fertig. Als der Regierende Bürgermeister von West-Berlin in diesem Jahr nach Peking reiste, hatte er das Manuskript als Gastgeschenk im Gepäck. Die Stadt hatte es sich etwas kosten lassen, lebten wir doch in der Berliner Spannung der Ost-West-Konkurrenz, die von chinesischer Seite scheinbar ignoriert wurde. Wir saßen bei Bankets immer am „deutschen Tisch“, Ost-und West vereint.- Für die Arbeit an der Literaturgeschichte waren die Professoren Horst Denkler, Bernd Balzer, Günter Holtz und ich von der Wissenschaftsverwaltung des Berliner Senats jeweils für ein Semester von der Lehre freigestellt worden. Die deutschsprachige Fassung erschien 1989 im kleinen Münchener iudicium Verlag für alle, die lieber das Original lesen wollten und konnten.

Im Sommersemester 1987 weilte ich nach 1983/84 das zweitemal an der Beida, um mit den chinesischen Kollegen Probleme der Übersetzung zu besprechen. (Damals unterrichtete ich u.a. Huang Liaoyu, den jetzigen Leiter der Deutschabteilung, als Magister-Studenten) Wir wussten bei unserer Arbeit, dass wir möglicherweise mit unserer Darstellung der deutschsprachigen Literatur moralische und politische Tabuzonen berühren konnten; eine vorauseilende Selbstzensur kam für uns aber nicht in Betracht. Die Übersetzung erschien 1991 im Pekinger Verlag für Fremdsprachen in 3000 Exemplaren und war so einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit (vor allem an den Hochschulen) ein erster Ansatz für weiterführende Lektüre und Studien.-

Diese Projekt stellte uns selbst vor eine besondere Herausforderung: Wir mussten über eine Literatur schreiben, die weitgehend ihren Lesern gar nicht bekannt war. Deshalb hatten wir eine doppelte Aufgabe: die literarischen Werke knapp vorzustellen und sie erst dann in einen literaturgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Unsere Pekinger Kollegin Bao Xixin und die drei Kollegen Fan Dacan, Zhao Dengrong und Ni Chen-en mussten ebenfalls „auf schwankendem Boden“ übersetzen; die Vielzahl von Werken konnten sie gar nicht nachholend lesen. Ich vermute übrigens, dass sie *nicht* von ihren Dienstpflichten entbunden wurden; von ihrem aufreibenden Alltag –die Versorgung war noch schlecht- konnten sie sich ohnehin nicht befreien. 6 Jahre nach der ersten Verabredung lagen aber dann eine deutsche und eine chinesische Fassung vor, wobei die chinesische von Anfang an das Hauptziel darstellte.

(Nach 1989 dem Fall der Berliner Mauer wollte der iudicium-Verlag von uns eine erweiterte Fassung, die auch die ganze DDR-Literatur berücksichtigte und nicht nur die wenigen Autoren, die in der Entwicklung der Literatur im ganzen deutschsprachigen Raum wichtig waren (Christa Wolf, der späte Brecht, Johannes Bobrowski, Grenzgänger wie Uwe Johnson etc.) Das Buch war in der Zwischenzeit auch bei deutschen Studenten zur Prüfungsvorbereitung populär geworden, ersparten wir ihnen doch scheinbar die Primärlektüre der literarischen Werke. Wir hatten sie ihnen ja mit unseren Kurzcharakteristiken abgenommen. Aber nicht deswegen, sondern weil wir mit neuen Aufgaben in dieser Zeit geradezu überhäuft waren, - strömten doch Kollegen und Studenten aus der ganzen Welt, viele aus Ost-Europa, nach Berlin - haben wir das Ansinnen des Verlages erst gar nicht erwogen.)

15 Jahre später, also etwa gegen Ende der neunziger Jahre, hätten die Pekinger Kollegen einen solchen Kooperationswunsch gar nicht mehr geäußert. Zu

diesem Zeitpunkt hatten sie aus eigenen Studien, aus den Arbeiten ihrer Doktoranden und Nachwuchswissenschaftler, die in Deutschland studiert hatten, die Wissenslücke geschlossen. (Die Personallücke, die als Folge des Tian-an-men durch nicht rückkehrwillige Doktoranden entstanden war, war zu diesem Zeitpunkt behoben.) Vor 4 Jahren wurde nun eine Geschichte der deutschen Literatur von chinesischen Germanisten unter Leitung von Fan Dacan, der schon an der Übersetzung unseres Textes mitgearbeitet hatte, vorgestellt. Ein neues Kooperationsprojekt, das es in dieser intensiven Form nie wieder gegeben hat, hätte auf einer ganz anderen Grundlage des wissenschaftlichen Austauschs entwickelt werden müssen.

Trotzdem hat diese Phase der Kooperation *nachhaltige* Folgen für die Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Partnerschaft gehabt. Zum einen war das Fachspektrum im Laufe der Jahre etwas um die Sprachwissenschaft erweitert worden und die Bereitschaft der Kolleginnen und Kollegen der FU-Germanistik, chinesische Doktoranden zu betreuen, war bedeutend. In den Jahren, da FU-Professoren gar nicht mehr in der Lage waren, für ein ganzes Semester nach Peking zu gehen, haben wir Nachwuchswissenschaftler (Habilitanden) entsandt, so dass über die Jahre hinweg fast 30 FU-Dozenten an der Beida gelehrt haben. - Die Zahl der chinesischen Germanisten, die zu Forschungsaufenthalten nach Berlin gekommen sind, hat nach 1992/93 rapide abgenommen. Die Beida nominierte zunehmend Gastwissenschaftler anderer Fächer.- In der FU-Germanistik gibt es bis heute einen Beauftragten für die Kooperation mit der Beida-Germanistik (derzeit die Juniorprofessorin Almut Hille). Unter dem hier im Vordergrund stehenden Aspekt der *Nachhaltigkeit* bedürfte es einer genauen Analyse, warum es zunehmend schwieriger wird, FU-Germanisten für die Wahrnehmung der jährlichen Gastdozentur im Herbst an der Beida zu motivieren. Nicht nur, dass die FU-Germanistik im Zuge der Umstrukturierung der Berliner Hochschullandschaft nach der Wende im Lehrkörper fast auf die Größe der Beida-Germanistik geschrumpft worden ist, sondern die genuine Neugier ist über die Jahre im Zeitalter ausgiebiger Berichterstattung im Fernsehen, in den Zeitungen geschwunden; das Internet beschleunigt die Kommunikation weltweit.

Nachhaltigkeit kann nicht bedeuten „Immer weiter so“. Manche Praxis erstickt in Routine, wenn sie nicht aktiv den neuen Begebenheiten angepasst wird und durch frische Ideen und neue Projekte belebt wird.- Wenn die Förster sagen, man dürfe nicht mehr Holz schlagen als Bäume nachwachsen, dann muss man bei der FU aufgrund von Umstrukturierung und Generationswechsel von einem „Kahlschlag“ sprechen und die aufgeforsteten neuen Bestände wachsen noch

heran; die Beida-Germanistik konnte ihren Bestand nachhaltig regenerieren: eine kleine Baum-Oase in einer üppigen Wissenschaftslandschaft.

II. Ich komme nun zu den allgemeinen Aspekten.

3. Die Asymmetrie in den kulturellen und methodischen Wissensbeständen zwischen muttersprachlichen und fremdsprachigen Philologen gehört in der Regel zu den Axiomen der fachlichen Kooperation. Das gilt für die deutschen Kolleginnen und Kollegen der Fremdsprachenphilologien in der Kooperation mit den Stammländern ihrer Sprachen ebenso wie umgekehrt mit unseren ausländischen Kollegen. Die Asymmetrie ist nicht nur bei kultureller Distanz sehr groß, sondern kann auch durch wissenschaftsgeschichtliche und politische Rahmenbedingungen vergrößert werden. In politischen Umbruchsituationen, wie wir sie etwa in Europa 1989/90 erlebt haben, stellt sich das häufig als sog. „Nachholbedarf“ dar. Deutsche Wissenschaftler kannten diese Situation vor allem nach 1945, als sich ihnen wieder Möglichkeiten der internationalen Kooperation eröffneten. Meine Generation trug diese Erfahrung – ich hatte meine erste Lehrtätigkeit als junger Mann 1964/65 an einer amerikanischen Universität – in ihre Zusammenarbeit mit ausländischen Kollegen hinein.

Die chinesischen Kollegen, die offen ihren „Nachholbedarf“ nach den Verwerfungen und Zerstörungen durch die Kulturrevolution deklariert hatten, brachten aber in die Kooperation einen nicht zu unterschätzenden Vorteil ein: Sie hatten eine doppelte Sprachkompetenz: sie verfügten über die Sprache des Landes und ihrer Wissenschaft als Muttersprache und sie beherrschten – nach den Jahren der Isolation für uns überraschend - häufig die Fremdsprache hervorragend. Es war das Ergebnis intensiver Sprachschulung über Jahrzehnte. Diese Erfahrung konnten wir in Mittel- und Osteuropa nach der Wende wiederholen. Zu einem Zeitpunkt, da es in diesen Ländern nach den Jahren des Krieges gar nicht populär sein konnte, Deutsch zu sprechen, studierten manche Germanistik – die Sprache, Literatur und Kultur unseres Landes, das es mit Krieg und Vernichtung überzogen hatte. Diese ersten polnischen Germanisten der Nachkriegszeit wurden neben Historikern die wichtigsten Vermittler zwischen Deutschland und Polen (der erste polnische Botschafter im geeinten Deutschland war ein Germanist).

Wir waren als Besucher der jeweiligen Länder dagegen häufig im Status von Analphabeten, das galt für die Kooperation mit China wie mit Polen oder anderen Ländern. In westlichen Ländern konnten wir wenigstens mit Hilfe der

gemeinsamen lateinischen Schrift buchstabieren, in China waren wir im Stadium von Kleinkindern ohne Fähigkeit, uns im Alltag verständigen zu können und ohne Lese- und Schriftkompetenz. Für Philologen eine irritierende Erfahrung. In meiner Generation werden sie ganz wenige Wissenschaftler außerhalb der Sinologie finden, die des Chinesischen mächtig sind. Das wird sich in absehbarer Zeit deutlich ändern. Aber die Aufgabe der chinesischen Germanisten wird es bleiben, über die Alltagskommunikation hinaus sprachvermittelnde Funktionen auszuüben, gerade wenn es um komplexe Forschungsgegenstände geht, die in deutscher Sprache verfasst sind; das gilt für Gesetzestexte oder historische Dokumente ebenso, wie die Texte der Philosophen, Soziologen oder Ökonomen. (Die Naturwissenschaftler verständigen sich häufig, wenn es mit dem Pinguin-Englisch der Scientific Community nicht weitergeht, über Zahlen, Diagramme und Piktogramme.) Bei allen Eitelkeiten und Machtspielen, die zuweilen auf dem Felde „Deutsch als Wissenschaftssprache“ bei uns ausgetragen werden: die Philologen haben in den Kultur- und Sozialwissenschaften eine unverzichtbare Rolle als Experten der fremden Sprachen, und zwar häufig in einer dienenden Funktion. Da machte es für mich keinen Unterschied, ob ich mit chinesischen, polnischen, französischen, britischen oder ukrainischen Kollegen kooperiere. Ich erhoffe mir von unseren deutschen Experten der Sinologie, Polonistik, Romanistik usw., dass sie uns die andere Kultur über verlässlich übersetzte Texte zugänglich machen.

Die Asymmetrie, dass in der wissenschaftlichen Kooperation unsere Partner eine doppelte Last als Übersetzer/Dolmetscher und fachkundige Wissenschaftler zu tragen haben, wird sich vollständig nie auflösen lassen. Als ich fast zwei Jahrzehnte mit polnischen Germanisten der beiden Lubliner Universitäten in Ostpolen erfolgreich zusammenarbeitete, da beherrschte ich – wie übrigens die meisten Deutschen - nicht die Sprache unseres Nachbarn. Das gilt aber nicht nur für die Literatur- und Sprachwissenschaftler, sondern auch für die Historiker und Politologen, die auf dem Gebiete der deutsch-polnischen Annäherung Beträchtliches geleistet haben.

Eine nachhaltige Wissenschaftsentwicklung zwischen den Kulturen setzt starke Philologien in den jeweiligen Ländern voraus. Das sei all denen gesagt, die meinen, Englisch sei der wichtigste Schlüssel zur Teilhabe an der globalen Wissenschaft. Und ich denke, es ist keine Arroganz, wenn ich diese sprachliche „Dienstleistung“ der Gastgeber in Anspruch nehme – allerdings nicht als Selbstverständlichkeit und unter der Voraussetzung, dass ich dies auf anderen

Feldern der Kooperation ausgleiche. Es darf nicht das Gefühl des „Ausgenutzt-Werdens“ entstehen.

4. Für die ernsthafte, an Erkenntnissen (und nicht nur an Diplomatie) ausgerichtete Wissenschaftskooperation bedarf es einer soliden Vertrauensbasis. Wenn ich die fremde Sprache nicht beherrsche, dann muss ich darauf vertrauen können, dass meine Gedanken und Texte verlässlich wiedergegeben werden. (Politiker bringen ihre eigenen Dolmetscher mit.) Wir mussten bei unserer Literaturgeschichte sicher sein, dass sich die chinesischen Kollegen redlich mühten, eine korrekte Fassung zu erstellen. Wir selbst konnten ja den chinesischen Text nicht lesen.-

Gäbe es nicht Übersetzungsprobleme der verschiedensten Art, dann bräuchten wir in der Tat keine sprach- und kulturvergleichenden Studien. (Ich denke, die nachhaltigste Arbeit in der Kulturvermittlung, die allzu häufig übersehen wird, leisten die Lexikographen, die Wörterbuch-Macher in allen Ländern.)

Vertrauen entsteht aus Vertrautheit; das braucht Zeit. Gerade die fehlt aber in den immer stärker in sich beschleunigenden Prozessen auch in der Wissenschaft. Wenn ich auf meine Kooperationen zum Beispiel in Polen zurückblicke, dann ist über Jahre eine Vertrautheit mit den Forschungsinteressen und individuellen Arbeitsschwerpunkten über regelmäßige Konferenzen gewachsen. Der Personenkreis aus Berliner und Lubliner Kollegen war im Kern stabil; je nach Thema wurde er ergänzt durch polnische Wissenschaftler anderer Universitäten und deutsche Nachwuchswissenschaftler. War Lublin für Berliner zunächst eine terra incognita, eine abseits gelegene Region, so war nach einem Jahrzehnt Lublin nicht nur ein fester Ort in dem Reise-Kalender von FU-Germanisten, sondern die Lubliner Germanistik selbst war auch innerhalb Polens sichtbar geworden als respektierter Ort germanistischer Forschung. Mit relativ geringen Finanzmitteln aus dem Programm des DAAD für Germanistische Institutspartnerschaften wurde zahlreichen jungen Wissenschaftlern über die Promotion und Habilitationen, an denen Berliner Germanisten mitwirkten, eine akademische Karriere eröffnet.

Im Sinne der Nachhaltigkeit hat es sich als wichtig erwiesen, dass ich als der erste Koordinator immer darauf geachtet habe, auch jüngere Kolleginnen und Kollegen mit in die wissenschaftlichen Aktivitäten einzubinden. So konnte die Federführung bruchlos an eine Kollegin übergehen, als ich in den Ruhestand ging. Als besonders bemerkenswert ist festzuhalten, dass später die Konferenzen moderat durch Germanisten aus der Ukraine und Kroatien erweitert wurden. Die FU-Germanistik hatte Partnerschaften in beide Länder und fungierte hier



zunächst als Mittler in der Region. Heute bestehen eigenständige Kontakte zwischen den dortigen Wissenschaftlern. (Es ist übrigens leichter, trotz Visa-Hürden, von Berlin nach Peking und von Peking nach Berlin zu kommen, als von Polen in die benachbarte Ukraine und umgekehrt.) Höhepunkt dieser Zusammenarbeit war eine thematische Sektion über „Nationale Erinnerungskulturen im Zeitalter der Globalisierung“ auf dem Internationalen Germanistenkongress 2010 in Warschau, die im Kern von der „Lubliner Konferenz“-Gruppe bestritten wurde.

Vertrautheit und Vertrauen war hier in einer Wissenschaftsregion und Kulturlandschaft gewachsen, die von den Zerstörungen des II. Weltkrieges geprägt ist und die ein Hauptort deutscher Judenvernichtung war. Es lag nahe, dass die Erinnerung an die vernichtete mittel- und osteuropäische jüdische Kultur häufig im Zentrum gemeinsamer wissenschaftlicher Bemühungen stand. Die sorgfältig edierten Konferenzbände dokumentieren über den Tag hinaus den Ertrag von fast zwei Jahrzehnten wissenschaftlicher Kooperation. Aber auch hier ist zu vermerken, dass das Berliner Personal-Reservoir sich erschöpft, das die Kooperation über die Grenzen hinweg getragen hat. Es gibt *keine* Garantie für Nachhaltigkeit in der Kooperation. Die Wahrscheinlichkeit schwindet, wenn Professoren als zentrale institutionelle Träger solche Kooperationen den Berufsort wechseln oder aus dem aktiven Berufsleben ausscheiden. Denn die wissenschaftlichen Mitarbeiter (Assistenten, Habilitanden) haben befristete Verträge und sind – heute verstärkt - anderen Karriere-Zwängen unterworfen als frühere Generationen in den Geisteswissenschaften (Das Prinzip „publish or perish“, erhöhter Publikationszwang, bringt eine akademische Betriebsamkeit mit sich, die jeglicher Nachhaltigkeit abträglich ist. Das wäre ein Spezialaspekt, dem es lohnte, ausführlicher nachzugehen.)

Um noch einmal die Philosophie der Förster zu bemühen: Ein „Stangenacker“ aus schnell wachsenden Fichten und Eukalyptus-Bäumen bringt schnelles Geld; die Monokultur zerstört aber mittelfristig die Böden. Ein Mischwald hingegen sichert nachhaltige Boden- und Pflanzenkultur und tierisches Leben im Walde - und seine Fortdauer.

5. Geisteswissenschaftler sind meist Individualforscher; das Arbeiten in einem Team ist ihnen in der Regel fremd. In den Naturwissenschaften sind Forschergruppen über die Grenzen hinweg eine vertraute Arbeitsform. Wissenschaftliche Teamarbeit, die den Namen wirklich verdient, setzt Partner voraus, die „auf Augenhöhe“ miteinander arbeiten können, was wegen der angesprochenen Asymmetrie schwieriger zu erreichen ist.

In den Fällen, die ich als Form der gleichrangigen Zusammenarbeit im internationalen Bereich erlebt habe, war die Arbeitssprache Deutsch, und wir hatten eine auf Respekt aufbauende Vertrauensbasis aus mehrjährigen Kontakten. So haben es mein polnischer Kollege Golec und ich als einen Höhepunkt unserer Kooperation angesehen, als wir im Vorjahr in einem polnischen Verlag gemeinsam einen Reprint eines lange verschollenen deutschsprachigen Buches „Die Judenstadt von Lublin“ edieren konnten. Der Verfasser war Majer Balaban, der führende polnische Historiker des Judentums (er starb 1943 im Warschauer Ghetto) und das Buch war 1919 im Jüdischen Verlag in Berlin erschienen. Parallel brachte der Verlag nun eine polnische Übersetzung durch einen heutigen Warschauer Historiker heraus. Das Buch ist jetzt durch die Kooperation von uns beiden Germanisten in Deutschland und in Polen zugänglich.-

In der Kooperation mit dem Beida-Kollegium haben ich es als eine herausgehobene Aktivität angesehen, als meine Kollegin Gu Yu und ich auf einer interdisziplinären ZDS-Fachtagung zum Thema „Persönlichkeit“ vor vier Jahren (eigentlich nennen wir es „Workshop“, obwohl man in der Regel darunter sehr viel informellere Arbeitsstrukturen versteht) gemeinsam einen literaturgeschichtlichen Beitrag zum Thema „Autobiographie“ präsentierten. Ich wusste aus Gesprächen in Peking und Deutschland, dass sie über die deutsche Autobiographie im 18. Jahrhundert gearbeitet hatte; und sie hatte in einem Buch, das ich zwar besitze, aber nicht lesen kann, darüber geschrieben: es ist auf Chinesisch. Aufgrund der Wertschätzung ihrer wissenschaftlichen Kompetenz und ihres kulturellen Wissens hatte ich ihr vorgeschlagen, dass sie den historisch ersten Teil des Themas dem interdisziplinären Forum aus Philosophen, Juristen, Erziehungswissenschaftlern, Soziologen etc. präsentieren sollte, und ich stellte die Veränderungen der literarischen Autobiographie in der Moderne dar. Ich denke die Teilnehmer der kleinen Fachtagung haben das Ungewöhnliche in der Kooperation einer chinesischen Germanistin und ihres deutschen Kollegen verstanden. (Ob die Dokumentation dieser Konferenz auf Chinesisch, wie geplant, erschienen ist, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Auch nach 30 Jahren irritiert mich noch immer die Informationspraxis der chinesischen Seite; offenkundig gibt es bei ihnen kein Bedürfnis nach Zwischeninformationen und vorausschauender Terminplanung. -Das gilt übrigens auch für Indien.- Entweder ist das Buch plötzlich da und wird mit Stolz präsentiert oder aber...? Termine werden kurzfristig mitgeteilt, als habe man das selbstverständlich geahnt und schon im Kalender einen Platz freigehalten oder abgeräumt.)

Häufig beschränkt sich die Kooperation über die Grenzen hinweg auf die Organisation von Konferenzen und die Herausgabe der Referate als Konferenz-Dokumentation. Dabei sind die Qualitätsstandards für die Beiträge vielfach nicht festgelegt; seit es zur Eindämmung des reinen Wissenschaftstourismus (zur „Weiterbildung“ eben mal über den Atlantik oder an die Côte d’ Azur!) üblich geworden ist, dass normale Konferenzteilnahme nur von ihren Hochschulen und dem DAAD gefördert wird, wenn man ein Referat hält, seitdem wird der Wissenschaftsmarkt von Konferenzbänden überschwemmt, die für die Teilnehmer als Belegexemplare wichtig sind und sonst vielfach in den Regalen der Herausgeber lagern. Unter dem Gesichtspunkt der *Nachhaltigkeit* wissenschaftlicher Erkenntnis müssten alle Anstrengungen unternommen werden, den Trend von Konferenzen zu bremsen, auf denen ein 15-20 minütiges Referat nach dem anderen gehalten wird („ich komme gleich zum Schluss“) und auf denen für Diskussion ohnehin („aus Zeitnot“) kein Platz ist. Die Frustration der Zuhörer erfordert ein erhebliches Maß der Selbstdisziplin. Der wissenschaftliche Ertrag ist oft zweifelhaft.

Allerdings sind solchen Anstrengungen deutliche Grenzen gesetzt, wenn in der Konferenz-Planung und –Ausführung unterschiedliche Wissenschaftskulturen aufeinander treffen. Ich habe häufig erlebt, dass auch Wissenschaftskonferenzen stärker geprägt sind von den Prinzipien der Repräsentation und Selbstdarstellung der Wissenschaft als von den Prinzipien gemeinsamen Erkenntnisgewinnes und der „Wahrheitssuche“. Das Bemühen, neue Arbeitsformen zu erproben (wirkliche „workshops“ -deutsch: Werkstätten“- als Ideenbörsen oder gut vorbereitete Seminare), scheitern am Widerstand eingefahrener Standards und an formalisierten Hierarchien der Wissenschaftler.

Wirkliche wissenschaftliche Kooperation, die sich nicht auf diplomatischen Austausch von Gedanken und politische Höflichkeiten selbstbeschränkt, verlangt einen „langen Atem“ und ein erhebliches Maß an Frustrationstoleranz. In der Zwischenzeit halte ich diese Aspekte für *Nachhaltigkeit* als eine unverzichtbare Größe. Nicht eingehaltene Verabredungen, nicht eingelöste Erwartungen, enttäuschende Leistungen müssen „weggesteckt“ werden, wie wir sagen( als sei es ein Boxkampf), um manchmal eine längere Durststrecke zu überdauern und später zu nachhaltigen Ergebnissen zu kommen.

6. Wissenschaftliche Kooperationen finden nicht im luftleeren Raum statt, erst recht nicht im „grenzüberschreitenden“ Wissenschaftsaustausch. Am Beispiel des Literaturgeschichtsprojektes habe ich an die historische Situation erinnert, in der der Partnerschaftsvertrag mit der Peking–Universität geschlossen wurde. Die

politischen Umbrüche in den Ländern Mittel- und Ost-Europas schufen ebenfalls günstigere Rahmenbedingungen für neuartige Kooperationen. Es zeigt sich immer wieder, dass hier eine Schnittstelle von Wissenschaft und Politik vorliegt, wenn man die Förderprogramme und Förderschwerpunkte der deutschen Wissenschaftsorganisationen über die Jahre beobachtet hat.

Politik und Wissenschaft haben eigentlich andere Zeitrhythmen, aber zunehmend haben sie sich synchronisiert durch die Abhängigkeit von den staatlichen Finanzmitteln und der Logik ihrer Vergabe. „Drittmittelfinanzierung“ ist an deutschen Hochschulen das Schlüsselwort von karrieretüchtigen und – süchtigen Wissenschaftlern geworden, für Nachwuchswissenschaftler Pflicht. (Ich weiß nicht, wie das in China funktioniert, in Polen – jetzt EU-Mitglied – klingen die Sorgen und Klagen gleich den deutschen Hochschullehrern.)

Wenn Nachhaltigkeit in der Wissenschaft Ruhe und Zeit braucht, dann stehen dafür die Zeichen schlecht. Der von mir geschätzte Mannheimer Kollege Jochen Hörisch fasste es in einer eloquenten Kritik der „neuen deutschen Universität“ so zusammen:

„Wie viel Zeit, Muße, Ruhe und Gelassenheit hatten doch die Altvorderen. Professoren: das waren die, die in Ruhe gelassen werden wollten und in Ruhe gelassen wurden, weil sie in Ruhe forschen, edieren, sammeln, herausgeben, lesen, schreiben und lehren wollten. Keine Gremieninflation, keine e-mail-Flut, keine übervollen Seminarräume, keine Deputatserhöhung, kein Drittmittelleinwerbungs-zwang, keine Verwaltungspflichten, keine Klausurberge, kein Verordnungsüberschwang, keine Dauerreform, keine Kommissionitis, keine Kongreßhype, kein publish-or-perish-Imperativ, keine Massen-Gutachten-Pflichten und (wie drückt man das kaum zu bestreitende sozialhistorische Datum politisch korrekt aus) keine emanzipierte, berufstätige Ehefrau störte die Ruhe des Professors (selbstverständlich hatte der Professorenhaushalt mindestens ein Dienstmädchen).....“

Alles was in dieser Häufung als Kontrastbild absurd klingt und die Missstände der deutschen Ordinarien-Universität des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verdrängt – eines ist unzweifelhaft: die Überlastung der Hochschullehrer in den Geistes- und Sozialwissenschaften ist in der Überhitzung langfristigen Prozessen in der Wissenschaft abträglich. Jochen Hörisch, Mitglied des Beirats Germanistik des DAAD – der den DAAD bei seinen grundlegenden Förderprogrammen, auch für China, beraten soll – brachte es auf vier Tage Peking als China-Erfahrung: 2 Tage Konferenz an der Beida, davon 1 Tag Eröffnungsrituale, Bankett, Botschafter-Empfang, Gruppenfoto, 1 Ausflug in den Sommerpalast; meinen Stadtplan für den Besuch des Kaiserpalastes, den

Platz des Himmlischen Friedens, den Besuch der Wang fu jing und die Stauerfahrten mit dem Taxi, am Tage vor dem Rückflug, - den Stadtplan schickte mir seine Sekretärin dann „mit bestem Dank“ aus Mannheim zurück.

Es ist zu beobachten, dass die Ebene der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik, die Ebene der Minister und Staatssekretäre, Präsidenten der Hochschulen und der Generalsekretäre der Wissenschaftsorganisationen (Ebene A) zusammen mit einigen prominenten Professoren sich zunehmend autonomisiert. Das ist bei Besuchen der ausländischen Präsidenten- und Minister-Delegationen an deutschen Hochschulen nicht anders. Sie haben die Notwendigkeit und das Bedürfnis öffentlicher Darstellung, und sie schaffen sich dazu ihre eigenen Podiumsdiskussionen und Symposien.

(Beispiel: Eine Bildungsministerin, die auf ausdrücklichen eigenen Wunsch ein dreistündiges(!) deutsch-chinesisches Symposium am ZDS zu „Europäischer Aufklärung und die Menschenrechte“ veranstaltete, mit drei Professoren aus ihren baden-württembergischen Umfeld und zwei Professoren der Beida , verwunderte sich über gut sprechende chinesische Studenten und lud sie persönlich nach Deutschland ein.(Was der Kulturreferent der Botschaft oder der DAAD-Büro-Leiter denen wohl gesagt haben?) Dass es an der Beida seit langem ein Projekt „Europäische Aufklärung“ gab, hatte ihr offensichtlich niemand zu sagen gewagt ; die „normalen“ deutschen Austauschwissenschaftler vor Ort waren auch nicht gefragt. – Der Leiter des ZDS musste sich geehrt fühlen, stand doch die nächste Haushaltsrunde mit Berichtspflicht beim DAAD an. Eine Veranstaltung mit Nachhaltigkeit? Ja doch, es gibt das Gruppenfoto, eine Broschüre mit den Vorträgen und --- ein verlängerter Vertrag mit dem DAAD nach der „Evaluation“ durch eine 3-er Delegation deutscher Hochschullehrer, die durchaus Kritisches zu vermerken hatten.) Es entstehen aber auch immer neue kleine Institutionen, die vor allem der Repräsentation und einem kleinen Kreis renommierter Wissenschaftler vorbehalten sind, und die manchmal Denkmäler „emeritierter“ Wissenschaftspolitiker fungieren.

An der Basis der Wissenschaftskooperation (Ebene B), die von der Ebene A in deren Finanzentscheidungen abhängig ist, geht es ambivalenter zu: Wie soll sich Vertrautheit herstellen, wenn die Wissenschaftler sich überwiegend nur noch auf Konferenzen treffen, weil für anderes gar keine Zeit bleibt? Sicher, man kann heute leichter „papers“ austauschen, chatrooms einrichten und e-mail-Korrespondenzen führen – wie viel Zeit brauchte das früher im Zeitalter der Briefpost? Diese Art Beschleunigung ist selbst uns alten Professoren so vertraut, dass wir uns gar nicht erinnern wollen, wie das früher überhaupt geklappt hat. Wer es da ernst meint mit seinen Forschungsinteressen und denen der

ausländischen Kollegen, der kann auch heute seinen Fachhorizont und sein Wissen um die Welt erweitern.

7. Aber warum heute kooperieren? Die genuine Neugier auf die ehemals verschlossenen Welten Chinas und Ost-Europas ist geschwunden, auf Pioniergeist kann sich niemand berufen oder an ihn appellieren. „Internationale Netzwerke“ ist das heutige Schlüsselwort der Wissenschaftsmanager; aber was bringen die Fachwissenschaften denn wirklich ein, es sei denn als Begleiter oder gar Mitglied von Delegationen zu sein? Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass das Masters-Programm des ZDS mit seinem Berlin-Jahr von Anfang an am besten funktionierte. Aber schon die Hoffnung, dass über die Betreuung von Master-Studenten der verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer sich neue Kontakte zwischen Professoren herstellen würden, trott.

(Die deutsche Betreuung, obwohl häufig viel intensiver als für andere ausländische Studierende, wurde offenbar als selbstverständliche vertragliche Leistung angesehen; selbst Rückmeldungen von chinesischen Kollegen über den erfolgreichen Abschluss der Studien oder der Examensarbeit sind mir nicht bekannt geworden.)

Warum also kooperieren? Die wissenschaftliche Kooperation müsste auf Feldern liegen, die allen auf den Nägeln brennen: die Veränderung der Arbeits-, Lern- und Studien-Situation in den Geisteswissenschaften durch die digitale Revolution. Pekinger, Lubliner, Kiewer, Prager Studenten bedienen sich des gleichen digitalen Netzes. Was in den Philologien Deutschlands als Bedrohung der studentischen Lesekultur empfunden wird, eröffnet den Studenten ferner Länder und ihren Professoren ganz neue Zugangsmöglichkeiten zu Wissensbeständen. Alle beklagen die Dominanz von ‚Wikipedia‘ als vorrangige Informationsquelle. Aber wo ist die wissenschaftliche Kooperation zur Verbesserung dieser Informationsquellen und ihrer Nutzung?

Ich lese, dass die digitale Revolution erhebliche (negative) Auswirkungen auf die Lesefähigkeit chinesischer Schüler hat. Für den Leserforscher, der den Zusammenhang von Hören, Sprechen, Lesen und Schreiben für die Entwicklung der Lese- und Schrift-Kompetenz im Raum der alphabetischen Schriften kennt, wundert nicht die immense Herausforderung, die das für ein ikonographisches Schriftsystem darstellt, das kaum eine systematische Beziehung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache kennt. Aber nur eine Herausforderung für die Sprachdidaktiker? Wohl kaum.

In einer Welt der politischen Konfrontationen, bei den immer noch in den Medien und der Bevölkerung kulturelle und politische Stereotypen aus der Vergangenheit über die „Anderen“ aufgerufen werden und instrumentalisiert werden können, sollte es Aufgabe der Wissenschaft sein, zu deren Überwindung beizutragen. Das geht nicht nur über Analyse kultureller Stereotypen (darüber gibt es eine beträchtliche Literatur in der Zwischenzeit aus der internationalen Germanistik und den Kulturwissenschaften allgemein). Die Geisteswissenschaften müssten aber selbst über ihre konfrontativen Methoden des Vergleichens als Hauptmethode interkultureller Forschung nachdenken. Muss ich nicht vor allem einfach besser informiert sein über die andere kulturelle und politische Landschaft?

In Polen gibt es eine eindrucksvolle Initiative des Posener Germanisten Hubert Orłowski (zusammen mit dem Potsdamer Historiker Christoph Kleßmann) zu einer „Deutschen Bibliothek“ (Biblioteka Niemiecka). Sie stellt bisher in sechs Jahren 36 Bände wichtiger soziologischer, historischer, literaturgeschichtlicher Texte aus dem Deutschland des 20. Jahrhunderts der wissenschaftlichen Öffentlichkeit Polens in polnischer Sprache zur Verfügung. Von Norbert Elias über Walter Benjamin, Reinhart Koselleck, Jürgen Kocka, Wolf Lepenies bis zu Karl Schlögel und Jan Philipp Reemtsma.. Die Reihe dokumentiert wichtige zeithistorische Kontroversen in seriösen Übersetzungen auf anspruchsvollem Niveau wie „Der Historikerstreit“ oder über „Erinnerungskultur“, aber auch Europa-Visionen deutscher Schriftsteller. Die Reihe beruht für die einzelnen Bände auf der Kooperation polnischer und deutscher Wissenschaftler. Die Last der Übersetzung tragen die polnischen Experten (s. Stichwort „Asymmetrie“). Wer sich solcher Quellen bedienen kann, obwohl er nicht Deutsch als Fremdsprache beherrscht, der kann sich beteiligen an Fachdiskussionen und politischen Kontroversen, ohne immer dem undifferenzierten konfrontativen Deutschlandbild oder Polenbild zu huldigen? Keine Kultur ist in ihrer Geschichte und Gegenwart so homogen, als dass sie über die Vergleichsmethode zu Aussagen kommen muss wie „in China ist es so, in Deutschland ist es so“. Das nenne ich Nachhaltigkeit in der Wissenschaftskooperation. Ich hoffe, der mir gleichaltrige Kollege Hubert Orłowski hat für seine Nachfolge als Herausgeber vorgesorgt.

Meine Kolleginnen und Kollegen aus unserer Generation verbanden in manchen Ländern mit uns die Erfahrungen von Krieg und Diktaturen. Meine Generation hatte begonnen als Wissenschaftler nachzufragen, wie es zu den fürchterlichen Gewalttaten, Zerstörungen und Verbrechen hatte kommen

können. Wir verstanden deshalb vielleicht die Wunden, die unsere Peking-Kollegen aus der Kulturrevolution mit sich trugen, über die sie aber in der Regel nicht sprechen wollten oder konnten. Unsere „Trümmerliteratur“, ein Begriff, der für Bölls Kurzgeschichten und andere Werke der Nachkriegsliteratur geprägt worden war, wurde in China mit der „Narbenliteratur“ verglichen, die als erste die Erfahrungen der Kulturrevolution bearbeitet hatte. In meinem Schreibtisch liegt noch ein unveröffentlichter englischsprachiger Bericht eines chinesischen Wissenschaftlers über dessen Leiden, die ihm von den „Jungen Garden“ zugefügt worden waren; er hielt es bis zu seinem Tode vor einiger Zeit zu gefährlich für seine Familie, ihn veröffentlicht zu sehen; mir gab er ihn aber wegen der Vertrauensbasis zu lesen. Das erinnert mich an Erfahrungen mit literarischen und dokumentarischen Texten, die wir zusammen mit polnischen Kollegen unter dem Stichwort „Erinnerungskultur“ versucht haben aufzuarbeiten; darin waren überwiegend Deutsche die Täter gewesen. Diese Zusammenarbeit mit den polnischen Kollegen war ein Stück praktischer „Aufklärung“, nicht ein Seminar über Theorien der Aufklärung, auch wenn Kant mit seiner Kritik der praktischen Urteilskraft vielleicht im Hintergrund Pate gestanden hat.

Solche Generationserfahrungen können nicht fortgeschrieben werden; sie können auch nicht im Sinne einer Nachhaltigkeit in Kooperationen von Wissenschaftlern weitergegeben werden. Hier müssen die im jeweiligen Berufsleben aktiven Wissenschaftler immer wieder neu reflektieren, ob es gemeinsame Grundlagen gibt, die evtl. auch außerhalb ihrer Fachdisziplinen liegen. Wenn „Globalisierung“ nicht nur ein geschmeidiges „Schlüsselwort“ für vielerlei neue Probleme in unseren modernen Alltag und auf zahlreichen Feldern der Öko- und Wirtschaftssysteme sein sollte, dann gibt es meines Erachtens genügend Stoff für wissenschaftliche Projekte, ohne dass wir damit in den Geisteswissenschaften einer neuen Neigung zu Dilettantismus und Engführung von aktueller Politik und Wissenschaft das Wort reden müssen.

Nachhaltigkeit heißt hier auch Gründlichkeit; und dem immer beschleunigten Umschlag von Informationen und Meinungen muss Geisteswissenschaft aus ihrer Kompetenz heraus Widerstand bieten in einem Programm der Entschleunigung über die Grenzen hinweg, ohne allerdings zu glauben, man habe unbegrenzte Zeit. Entschleunigen kann man nur, wenn man zum Beispiel die Menge der Publikationen reduziert, und das bedeutet manchmal den Verzicht auf einen weiteren Aufsatz oder Konferenz-Beitrag. (Herrgott, wer soll da alles lesen?) Das trägt auch zum Ansehen der Geisteswissenschaften bei, um deren Image es ja in manchen Ländern gar nicht zum Besten steht. Und nimmt



man die Finanzsummen der jährlichen staatlichen Förderetats für Technik- und Naturwissenschaften über die Grenzen hinweg als Vergleichsmaßstab für die Geisteswissenschaften, dann kann man nur aus Kafkas kleinen Prosastück „Auf der Galerie“ über eine pausenlos angetriebene Zirkusreiterin in der Manege zitieren: „ - da dies so ist, legt der Galeriebesucher das Gesicht auf die Brüstung, und im Schlußmarsch wie in einen schweren Traum versinkend, weint er, ohne es zu wissen.“ –

Sorgfalt geht für Wissenschaftler vor Schnelligkeit, das trägt zur Glaubwürdigkeit und Nachhaltigkeit bei. Man sollte philologische Akribie aber auch nicht durch gesellschaftliche Verantwortungslosigkeit kompensieren. Ich liebe eine satirische Zuspitzung dieses Phänomens durch den berühmten argentinischen Schriftsteller Jorge Louis Borges. Er schrieb 1958 - für manche in der schnelllebigen Zeit schon eine Ewigkeit her (ich fing gerade an zu studieren) – unter dem Titel „Von der Strenge der Wissenschaft“:

„...In jenem Reich erlangte die Kunst der Kartographie eine derartige Vollkommenheit, dass die Karte einer einzigen Provinz den Raum einer ganzen Stadt einnahm und die Karte des Reiches den einer Provinz. Mit der Zeit befriedigten diese übermäßig großen Karten nicht länger, und die Kollegs der Kartographie erstellten die Karte des Reichs, die genau die Größe des Reiches hatte und sich mit ihm in jedem Punkt deckte. Die nachfolgenden Geschlechter, die dem Studium der Kartographie nicht mehr so ergeben waren, waren der Ansicht, dass die ausgedehnte Karte überflüssig sei und überließen sie, nicht ohne Verstoß gegen die Pietät, den Unbilden der Sonne und der Winter. In den Wüsten des Westens haben sich bis heute zerstückelte Ruinen der Karte erhalten, von Tieren behaust und von Bettlern; im ganzen Land gibt es sonst keinen Überrest der geographischen Lehrwissenschaften.“

Das meine ich *nicht* mit Nachhaltigkeit in der Wissenschaft; um noch einmal die Förster zu bemühen: Wo kein Wald ist, da ist auch kein Holz.